



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

*: Zum 15. Juni

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zum 15. Juni



ehnjährige Jubiläen begeht man nicht. Deshalb hat auch der Kaiser jede amtliche Feier des 15. Juni, an dem er vor zehn Jahren die Regierung antrat, abgelehnt. Doch zu einem Rückblicke fordert ein solcher Zeitraum immerhin auf. Wer damals, als am 15. Juni 1888 die Purpurstandarte des Neuen Palais auf Halbmast sank und damit verkündigte, daß der Dulder Kaiser Friedrich von seinen Leiden erlöst sei, den Prachtbau Friedrichs des Großen betrat, der empfand sofort, daß ein neuer fester Wille dort zur Herrschaft gelangt sei, und mit jubelnder Zuversicht begrüßte Deutschland Kaiser Wilhelm II. Wußte man doch, daß die, die ihn als Prinzen näher gekannt hatten, schon längst ein friedericianisches Regiment von ihm erwarteten, und empfand man es doch als eine sichere Bürgschaft für die Zukunft, daß der gewaltige Kanzler auch den jungen Kaiser beriet, und daß er selbst bemerkt hatte, dieser werde dereinst sein eigener Reichskanzler sein. Man beachtete damals wenig, daß in dieser Äußerung Fürst Bismarcks schon die leise Andeutung der kommenden Trennung lag. Zwar gab Wilhelm II. bei jeder Gelegenheit seiner Verehrung für den großen Staatsmann Ausdruck, aber sein väterliches Haus hatte ihn dazu keineswegs erzogen; erst in Bonn während seiner Studienjahre war ihm durch einen unsrer ersten Historiker das Verständnis und damit die Bewunderung für die Bedeutung des Kanzlers erschlossen worden. Dazu war der Unterschied des Alters und der Erfahrung zwischen dem Kaiser und seinem ersten Minister viel zu groß, der Drang des Monarchen, nun auch wirklich zu sein, was er hieß, und seiner eignen Eingebung zu folgen, viel zu lebhaft, als daß sich ein Verhältnis hätte bilden können, wie es zwischen Wilhelm I. und Bismarck bestanden hatte, die ein Vierteljahrhundert der gewaltigsten Entscheidungen mit einander durchlebt und viele von ihnen gemeinsam herbeigeführt

hatten. Und doch wissen wir jetzt genau, daß die Vorstellung völlig falsch ist, Wilhelm I. habe seinen Willen ohne weiteres dem Bismarcks untergeordnet, wir wissen vielmehr, daß er sich immer nur durch Gründe überzeugen, aber niemals überreden ließ, und daß er gar nicht selten, auch in wichtigen Fällen, gegen den Minister entschied. Ein solches Verhältnis konnte zwischen dem Enkel und dem Kanzler nicht entstehen. Die besondern Gründe, die dann nach kaum zwei Jahren, im März 1890, zur Trennung führten, mögen gewesen sein, welche sie wollen, der eigentliche Grund lag in der Natur beider Männer. Aber das Ereignis kam so überraschend und vollzog sich in einer so unerwartlichen Weise, daß die bisherige warme Sympathie für den Kaiser in weiten Kreisen plötzlich erkaltete, und an ihre Stelle eine kritische Stimmung trat, die alles, was der Monarch that und sprach, mit Argwohn und Mißtrauen aufnahm, und da sie sich nicht offen äußern konnte, sich mit Vorliebe in feindseligen oder höhnischen Anspielungen erging. Man denke z. B. nur an ein so trauriges Machwerk wie Quiddes „Caligula“ und an die zahllosen Auflagen, die es, nicht zur Ehre der deutschen Leserschaft, erlebt hat. Die Persönlichkeit des neuen Reichskanzlers und das, was als seine Politik erschien, trug nicht dazu bei, diese tiefe Verstimmung gerade der ehrlich nationalen Kreise zu beschwichtigen, und sie wurde um so mehr eine ernste Sache, als die Bahnen, in denen Fürst Bismarck das Reich gehalten hatte, offenbar in vielen Beziehungen verlassen wurden, und viele Tausende die scharfe Kritik, die der Einsiedler von Friedrichsruh an der Politik seines Nachfolgers in seinen Reden und seiner Presse übte, als berechtigt empfanden. So begann sich die Nation daran zu gewöhnen, in dem entlassenen Bismarck den eigentlichen Vertreter der nationalen Interessen, in der Regierung des Kaisers eine Reihe von Verirrungen zu sehen und mit Nachdruck den „alten Kurs“ als den richtigen dem „neuen,“ dem falschen Kurs entgegenzustellen. In einem parlamentarisch regierten Lande würde Fürst Bismarck der gewaltige und vermutlich bald siegreiche Führer der Opposition in der Volksvertretung gewesen sein; in Deutschland war er es zwar nicht, aber er war mehr: eine Macht für sich, der unermüdete nie schlummernde Wächter über dem Gedeihen seines Lebenswerkes, des Reichs. Ein Wort von ihm bestimmte in den weitesten Kreisen das Urteil über die Regierung.

Die erste Wendung trat ein, als sich der Kaiser im September 1893 von den ungarischen Manövern aus teilnehmend nach dem Befinden des erkrankten Fürsten Bismarck erkundigte und ihn im Januar 1894 zu seinem Geburtstag nach Berlin einlud. Dankbar und wie von einem Alp erlöst empfand man es, daß die persönliche tiefe Entfremdung der beiden Männer gewichen sei. Es war die Vorbedingung dafür, daß die in die Opposition getriebenen Kreise das schmerzlich entbehrt natürliche Verhältnis zu ihrem Kaiser wieder fanden. Die Entlassung des Grafen Caprivi und die Ernennung des Fürsten Hohenlohe

im Oktober 1894 führten dann weiter; hatte jener sich namentlich durch seinen Mangel an diplomatischer Erfahrung und durch die unverzeihliche Behandlung Bismarcks im Juni 1892 Vertrauen und Sympathien verscherzt, so begrüßte man in Hohenlohe einen geschulten Diplomaten und einen alten Mitarbeiter Bismarcks. Dies Vertrauen übertrug sich freilich keineswegs auf die wichtigsten seiner Amtsgenossen. Erst mit deren Rücktritt zu Ende 1897 regte sich kräftiger die Zuversicht, daß der neueste Kurs wieder in den alten einlenke; die kritischen Erörterungen der Hamburger Nachrichten wurden sparsamer, und von Monat zu Monat befestigte sich die beruhigende Überzeugung, die Leitung des Reichs sei in guten Händen.

Dies hat auch die Sympathien für den Kaiser wieder belebt, doch sind sie noch kaum auf der Höhe angelangt wie vor zehn Jahren. Der Grund dafür liegt nicht nur darin, daß alte bittere Erfahrungen noch nachwirken, sondern auch darin, daß der Gegensatz in dem Wesen des jetzigen Kaisers und dem seines Großvaters außerordentlich ist. Man hat sich gewöhnt, die ehrwürdige Greisengestalt Wilhelms I. schlechtweg als das Musterbild eines Kaisers zu betrachten, mit dem der Nachfolger unwillkürlich oder bewußterweise fortwährend verglichen wird, und man vergißt ganz, in Wilhelm II. einen noch werdenden zu sehen, während Wilhelm I. der Nation als ein fertiger, an der Schwelle des Greisenalters stehender Mann entgegentrat. Aber auch abgesehen von diesem Unterschiede des Alters und der Entwicklungsstufe kann es nicht leicht zwei verschiedenartigere Herrschergestalten geben. Der fürstliche Stolz, das fürstliche Pflichtbewußtsein und die persönliche Liebenswürdigkeit sind beiden gemeinsam. Aber Wilhelm I. war vor allem Preuße und Soldat. Die Annahme der Kaiserkrone war ihm keineswegs die Erfüllung eines Herzenswunsches, sondern eher ein Opfer; seine Bildung war rein militärisch, andre Interessen lagen ihm anfangs fern. Das Große in ihm war gerade dies, daß er doch in seine neuen Aufgaben völlig hineinwuchs, daß er mit unermüdlichem Fleiße die verschiedensten Gegenstände bewältigte und ein wahrer Kaiser nach dem Herzen seines Volkes wurde. So vermittelte er das wertvolle alte preußische Erbe dem neuen Deutschland. Dieser altpreußischen Tradition entsprach auch die Schlichtheit und Anspruchslosigkeit seiner Gewohnheiten und seines Auftretens. Er that und sprach immer nur das, was gerade gethan und gesagt werden mußte. Auch sein persönlicher Wille trat nur selten besonders hervor, so entscheidend er auch wirkte. Diese harmonische, abgeklärte Ruhe seines Wesens war freilich erst das Ergebnis einer langen Gewöhnung, einer ungeheuern Erfahrung und einer beharrlichen Arbeit an sich selbst, die Eigenschaft eines hohen Alters. Wie anders Kaiser Wilhelm II.! Aufgewachsen unter den mächtigen Eindrücken der glorreichen Einheitskriege ist er vor allem Deutscher und Kaiser, und er wird auch in Preußen fast immer als solcher bezeichnet, während der Großvater auch nach 1871 in erster Linie König war

und am liebsten so hieß. Er ist gewiß ein ganzer und ein begeisterter Soldat, vielleicht ein bedeutender Feldherr, aber mindestens ebenso groß ist sein geradezu fachmännisches Interesse für die junge Marine, für das er in der Geschichte seines Hauses kein Vorbild hat, und seine Jugendbildung war viel umfassender als die des Großvaters. Daher seine lebendige Teilnahme an den verschiedenartigsten Zweigen des geistigen Lebens, seine Sprachgewandtheit, seine Hineigung zur bildenden Kunst, in der er nicht nur sehr bestimmte Ansichten hegt und ausspricht, sondern der er auch nach seinem Geschmack und seinem Willen große Aufgaben zu stellen liebt, unbekümmert um die Kritik am Wege. Wilhelm I. zeigte auch in seinen Reisen große Regelmäßigkeit und blieb überwiegend, so zu sagen, zu Hause; Wilhelm II. ist immer unterwegs, er giebt seinem Kaisertume etwas von der „reisigen Allgegenwart“ des mittelalterlichen Kaisertums in seiner großen Zeit, und er hat darüber hinaus auch Rußland, Skandinavien, England, Italien und den türkisch-griechischen Orient mehr als einmal aufgesucht. Wohl wird darüber geredet und gelegentlich auch gespöttelt, aber man vergißt dabei, daß Kaiser Wilhelm II. vor seiner Thronbesteigung für einen Fürsten sehr wenig von der Welt gesehen hat, daß er auf diese Weise allen Teilen der Nation gleich nahe kommt, und daß heute die lebendige Anschauung fremder Länder und Menschen von ganz besonderem Werte ist. In dieser Beziehung hat der Kaiser einmal halb im Ernst, halb im Scherz gegenüber seinem Bruder geäußert, er habe es nicht so gut gehabt wie dieser, denn während Prinz Heinrich die Reise um die Welt gemacht hätte, habe er auf dem Exerzierplatz in Potsdam den Paradeschritt üben müssen. Die frische, lebhafte Empfänglichkeit, aus der solche Wanderlust entspringt, drängt den Kaiser auch dazu, seine Gedanken und Wünsche oft einmal rückhaltlos auszusprechen, ohne darnach zu fragen, ob alles und jedes einer strengern Prüfung Stich hält, oder ob dem Worte immer die That folgen kann. Es ist eben nicht jedermanns Sache, auch nicht Sache jedes Fürsten, nur im Lapidarstil und immer wie für die Ewigkeit zu reden; die natürliche Menschlichkeit hat auch ihr gutes Recht, selbst bei einem Kaiser, und ein Redner ist er. Daß er seinen Willen sehr entschieden zur Geltung zu bringen versteht, daß er wirklich sein eigener Kanzler und die Seele seiner Regierung ist, das empfindet und weiß die Welt. Und er will wie die Macht, so auch die Pracht der Monarchie; er liebt persönlich den Glanz, und er erfreut sich seiner. Kurz, Wilhelm II. hat die lange Reihe der Hohenzollern um einen ganz neuen Typus bereichert, der von dem des Großvaters sehr weit abweicht. Ist das ein Fehler? Ist es nicht das gute Recht der lebendigen, der wirklichen Monarchie, der Persönlichkeit des Herrschers Raum zu freier Bethätigung zu lassen, auch wenn diese zuweilen manchem unbequem wird? Dergleichen Schattenseiten muß man um ihrer unersetzlichen Vorzüge willen mit in den Kauf nehmen. Jeder moderne Mensch verlangt heute nach freier Entfaltung seiner Eigentümlichkeit, und dem höchst gestellten Menschen sollte sie verwehrt sein?

Geld und Christ und Überwinder
 Er bekennt zu jeder Zeit,
 Höchstes Glück der Erdenkinder
 Ist doch die Persönlichkeit.

Und dies Glück sollte dem Monarchen versagt sein? Danken wir doch Gott, daß wir nicht ein parlamentarisches, also ein verkrüppeltes Königtum haben, das seinen Namen bald der, bald jener Partei leihen muß! Aber eben weil eine solche ganz und gar undeutsche und im tiefsten Grunde unwahrhaftige Staatsordnung das stille Ideal gar vieler Leute auch in Deutschland ist, weil andererseits jeder Tag zeigt, daß dieser Kaiser wirklich ein Monarch ist, und nicht eine Puppe irgend welcher Partei, und weil er an die Stelle des altgewöhnten, Ehrfurcht gebietenden und von ihm selbst hochverehrten Idealbilds einen neuen Herrschertypus gesetzt hat, deshalb wird man nicht müde, auch jetzt noch nicht, alles, was er sagt und thut, unfreundlich, kleinlich, oft geradezu boshaft und hämisch zu bekritteln. Denn die nun einmal überall herrschende Mittelmäßigkeit begreift eben nur das Mittelmäßige und Gewöhnliche; das Bedeutende und Eigentümliche geht über ihren Horizont.

Das Ausland ist gerechter, und es ist kein Ruhm für uns Deutsche, die wir eine ausgesprochne Begabung dafür haben, das Heimische geringzuschätzen, daß Fremde den Kaiser oft besser zu würdigen wissen als wir. „Geben Sie uns Ihren Kaiser, hat vor kurzem ein bedeutender Franzose zu einem Deutschen gesagt, und wir wollten bald wieder die große Nation sein, die wir gewesen sind.“ Die Fremden sehen eben, weil sie fernher stehen, nur die großen und bedeutenden Züge dieses Charakterbildes, die kleinen und unbedeutenden treten für sie zurück; sie sehen vor allen Dingen, daß Deutschland unter dieser Leitung rastlos fortschreitet, und daß der Kaiser noch keinen ernsthaften Fehlschlag erlitten hat. Daß der Vertrag mit Rußland von 1887 nicht erneuert wurde und eine gewisse Hinneigung zu England hervortrat, war sicher ein Fehler, der das französisch-russische Einverständnis beschleunigt hat, aber es ist doch die Frage, ob dies überhaupt ganz zu vermeiden gewesen wäre, ja ob es nicht für Deutschland das Gute gehabt hat, Frankreich an die Kette zu legen, und indem es die Revancheschreier mehr und mehr überzeugte, daß Rußland nichts thun wolle, um ihre Hoffnungen zu erfüllen, den Revanchegedanken überhaupt abzuschwächen. Das entsprach den Bemühungen des Kaisers, ein erträgliches Verhältnis zu Frankreich herzustellen, ohne jemals den geringsten Zweifel darüber zu lassen, daß er den Gewinn von 1870/71 unter allen Umständen behaupten werde. Mit Rußland vollends scheint nach dem Tode Alexanders III. das alte Einvernehmen wiederhergestellt zu sein, trotz des „Zweibundes,“ während die taktlosen Grobheiten der englischen Presse ebenso wenig auf die Haltung Deutschlands wirken, wie ihre gelegentlich damit abwechselnden Sirenengesänge. Der Abschluß der Handelsverträge war sicherlich übereilt, woran übrigens auch den Reichstag ein Teil der Schuld trifft, aber daß die gewaltige Steigerung der

Industrie und der Ausfuhr ihnen wenigstens mit zu verdanken ist, das kann doch auch nicht zweifelhaft sein. Mit Recht wurde die Kolonialpolitik des Kolonialfeindes Caprivi als verfehlt bezeichnet und verurteilt, vor allem auch deshalb, weil sie die kaum erwachte Unternehmungslust lähmte; aber seit 1894 trat auch hier eine Wendung ein: der Widerspruch gegen das englisch-kongo-staatliche Abkommen, die Intervention im chinesisch-japanischen Kriege zusammen mit Rußland und Frankreich 1895, das energische Eintreten für Transvaal 1896, die Erwerbung von Kiautschou 1897 und endlich die Erneuerung unserer Flotte verrieten einen weiten Blick, eine feste Hand und den Entschluß, Deutschland einzuführen in die Reihe der Weltmächte und alte Sünden wieder gut zu machen, soweit das überhaupt noch möglich ist. Man hat jetzt das erhebende Gefühl: Wir sind überall da, wo wir sein müssen, d. h. wo wir Interessen haben, und die Welt findet das in der Ordnung. Kein Zweifel, Deutschland ist in eine neue zukunftsreiche Periode eingetreten.

Leider kann man keineswegs sagen, daß die große Masse des deutschen Volkes oder seiner Presse diese Politik unterstützte oder auch nur verstand. Wieder einmal ist die Regierung der öffentlichen Meinung vorausgegangen, die oft genug kurzfristig und kleinlich ist. Sobald irgendwo eine Meldung auftaucht, Deutschland beabsichtige da und dort eine Einmischung oder Besitzergreifung, sei es auch nur die Erwerbung einer der unentbehrlichen Kohlenstationen, so wird kleinmütig abgewiegelt und im Tone gekränkter Lammesunschuld versichert, es sei kein Gedanke daran. Es ist immer noch, als wenn wir unsere geehrten Herren Nachbarn um Entschuldigung bitten müßten, daß wir uns die Freiheit nehmen, als Nation zu existiren. Wann werden wir endlich lernen, unsere Ellenbogen kräftig zu brauchen! Unsere Vorfahren haben das doch recht gut verstanden. Diese Zaghaftigkeit und Schüchternheit ist ein fremder Tropfen im deutschen Blute, sie ist uns eingepfist in einer schlechten Zeit, in der auch das jämmerliche, bedientenhafte Sprichwort entstanden ist: „Mit dem Hute in der Hand kommt man durchs ganze Land.“ Nein, mit dem Schwerte in der Hand kommt man durchs ganze Land, d. h. jetzt durch die Welt. Wir können gar nicht mehr thun, als was uns die Fremden so wie so zutrauen; thun wirs doch also! Hat doch keine Macht gewagt, uns wegen Kiautschou auch nur schief anzusehen! Aber wir wollen noch immer nicht begreifen, daß jetzt die wichtigsten Aufgaben Deutschlands in der auswärtigen Politik liegen, daß wir die Grundlagen unsers wirtschaftlichen Lebens erweitern müssen, wenn wir weiter leben wollen.

Wir stehen erst am Anfange. Möge, wenn wir in fünfzehn Jahren das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum unsers Kaisers, so Gott will, festlich begehen, sich das entwickelt haben, was er will, möge dann die ganze Nation einmütig hinter ihm stehen, und möge dann auch erreicht sein, was das Glück seines Großvaters ausmachte, der volle Einklang zwischen ihm und seinem

Volke! Er selbst läßt sich durch Anfechtungen wenig stören; er geht mit der heitern Sicherheit des Bewußtseins, das Wohl der Nation zu wollen, dem Ziele zu, das ihm in der Ferne winkt, und er wird es erreichen, denn er muß es erreichen. *



Vom Deutschenhaß



aß sich die Deutschen keiner großen Beliebtheit bei andern Nationen erfreuen, wird wohl allgemein zugegeben werden, und wenn man auch mancherlei Gründe dafür vorbringt, lassen sie sich doch meistens auf das unklare Gefühl zurückführen, das auch im Leben der Einzelnen den Ausschlag für Sympathie und Antipathie giebt. Wir mögen sie nicht leiden, sagt schon der Süddeutsche von den Deutschen nordwärts von der Mainlinie; aus dem Munde von Bayern, die sich für gute Deutsche und für Politiker halten, kann man vernehmen, sie seien gegen die Verstärkung der deutschen Seemacht, weil diese wieder nur den Preußen zu gute kommen werde. Was wir an Fremden, z. B. den Engländern, nur zu oft bewundert haben, das rücksichtslos geltend gemachte starke Selbstgefühl, die Anmaßung in der Politik wie im Verkehr, erscheint an Unsersgleichen unerträglich. Und zum größten Unheil haben wir es trotz aller Aufklärung und aller Verträge noch immer nicht zu wirklicher Verträglichkeit und Duldsamkeit gebracht. Da liegt die Schuld offenkundig auf beiden Seiten; man bekümmert sich viel zu gern um das Seelenheil der andern, Mißachtung und Mißtrauen verstärken immer aufs neue die verhängnisvolle Scheidewand zwischen Katholiken und Protestanten, und Angläubige wie Gläubige geben den Fanatikern verschiedner Farben die Gelegenheit, sich in Angelegenheiten, die Sache der Einzelnen sein sollten, verhezend einzumischen. Von einem parlamentarischen Minister in Oesterreich ist das Wort verbreitet worden: Wie sollen wir für einander einstehen, wenn wir einander nicht ausstehen können!

Die Ursachen der unfreundlichen Stimmung, der wir so oft bei unsern Nachbarn begegnen, liegen nicht immer so offen auf der Hand. Ein Staatsmann in den Niederlanden, mit dem ich unlängst über die namentlich auch während des deutsch-französischen Krieges zur Schau getragene Abneigung seiner Landsleute gegen Deutschland sprach, erklärte die Holländer für Thoren, die nicht wissen wollen, daß ihr Feind immer Frankreich gewesen ist, daß noch Louis Napoleon dem Könige Wilhelm eine Teilung des mitunter lästigen Belgien nahegelegt hat — eine Lockung, die man im Haag klugerweise nicht